

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 50 (1924)
Heft: 31

Werbung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von meinem nächtlichen Besucher war keine Spur zu sehen, und ich mußte annehmen, daß die Erscheinung tatsächlich eine übernatürliche gewesen sei. Ich brachte den übrigen Teil der Nacht wachend zu, doch ich sah nichts mehr zu sehen.

Als ich am frühen Morgen aufstand, hörte ich meinen Onkel bereits auf dem Rasen neben dem Hause auf- und abgehen. Als er mich herausstretten sah, kam er eilig auf mich zu.

„Nun, haben Sie ihn gesehen?“ fragte er.

„Einen einhändigen Indier?“

„Ja.“

„Ja, ich sah ihn“ — und ich erzählte ihm alles, was vorgefallen war. Dann führte er mich in sein Arbeitszimmer.

„Wir haben noch etwas Zeit bis zum Frühstück“, sagte er. „Ich kann Ihnen bis dahin einige Aufklärungen über diese außergewöhnliche Geschichte geben. Vor allem will ich Ihnen sagen, daß mich dieser Mann seit vier Jahren, sowohl in Bombay als auch auf der Überfahrt und jetzt in England Nacht für Nacht in meinem Schlafe gestört hat. So werden Sie verstehen, warum ich zu einem Schatten meines früheren Ichs geworden bin. Sein Vorgehen ist immer daselbe. Er taucht an meinem Bett auf, rüttelt mich ungestüm an den Schultern, geht dann ins Laboratorium hinüber, die Pokalreihe entlang, und verschwindet schließlich. So hat er es bereits mehr als tausendmal getrieben.“

„Was will er denn?“

„Er will seine Hand.“

„Seine Hand?“

„Tawohl. Die Sache ist die. Ich wurde einst vor zehn Jahren nach Peshawur gerufen, um dort die Hand eines Eingeborenen zu untersuchen, welcher eben mit einer afghanischen Karawane vorbeigekommen war. Er redete eine gemischte Pushtoombundart, von welcher ich nichts verstand. Er litt an einer

weichen, krebsartigen Geschwulst an einem Gelenke der Handwurzel, und ich bedeutete ihm, daß er die Hand opfern müsse, um sein Leben zu retten. Er gab seine Einwilligung zur Operation und fragte mich nach deren glücklichen Beendigung, was er mir dafür schulde. Der arme Teufel war bettelarm, so daß es keinen Sinn gehabt hätte, ihm etwas abzufordern. Ich antwortete daher scherhaft, er möge mir die abgeschnittene Hand überlassen, welche ich für mein Museum bestimmen wollte.

Zu meinem großen Erstaunen lehnte er sich entschieden gegen meine Zusage auf. Nach den Glaubenssäzen seiner Religion, sagte er, wäre es von der größten Bedeutung, daß nach dem Tode alle Glieder des Körpers beisammen blieben, damit der Geist eine vollständige Wohnung finde. Dieser Glaube ist übrigens uralt und hat schon die Mumien der Agypter geschaffen. Ich antwortete ihm, daß seine Hand nun einmal weg sei, und fragte ihn, wie er dieselbe denn aufbewahren wolle. Er meinte, sie in Salz gepökelt immer mit sich herumzuführen. Ich gab ihm jedoch zu verstehen, daß die Hand bei mir besser aufgehoben wäre als bei ihm, da ich viel bessere Mittel zur Konservierung besäße. Damit erschien seine Gewissenszweifel behoben. „Aber erinnere dich, o Herr,“ sagte er, „ich werde nach meinem Tode meine Hand wieder verlangen.“ Ich lachte dazu, und es blieb dabei.

Wie ich Ihnen schon gestern sagte, brach einmal bei mir ein schreckliches Feuer in Bombay aus. Das halbe Haus und ein großer Teil meiner Sammlung gingen dabei in Rauch auf. Darunter befand sich auch die Hand, welche mir mein Indier anvertraut hatte. Das war vor sechs Jahren, und ich hatte damals dem letzteren Umstande keine Bedeutung beigemessen. Zwei Jahre nach dem Brände — also vor vier Jahren — wurde ich eines Nachts durch ein heftiges Zittern

an meinem Armel geweckt. In der Meinung, daß es mein Lieblingshund sei, setzte ich mich im Bett auf. Aber es war mein ehemaliger Patient, der, wie alle seine Volksgenossen, in einen langen dunkelgrünen Mantel gekleidet, vor mir stand und mich vorwurfsvoll anblinste. Dann ging er auf meine Gläser los, welche ich damals bei mir im Zimmer hielt, und musterte dieselben mit großer Aufmerksamkeit. Darauf machte er eine Gebärde des Zornes und verschwand. Es wurde mir klar, daß er eben gestorben war und nun kam, seine Hand von mir zurückzufordern, deren sorgfältige Aufbewahrung ich ihm versprochen hatte.“

„Das ist alles, Herr Doktor. Die Erscheinung wiederholt sich nun seit vier Jahren in jeder Nacht. Die Sache ist an sich einfach, aber sie hat mich ausgehöhlt wie der Wassertropfen den Stein. Sie hat mir den Schlaf geraubt, mein und meiner Frau Leben vergiftet, denn diese nimmt an meinem Leiden innigen Anteil. Aber, da ruft das Gong zum Frühstück, und meine Frau erwartet gewiß Ihren Bericht mit Ungeduld. Wir sind Ihnen beide für Ihre freundliche Bemühung in der vergangenen Nacht sehr zu Dank verpflichtet. Man trägt sein Unglück viel leichter, wenn ein Freund, sei es auch nur eine einzige Nacht, daran teilgenommen hat.“

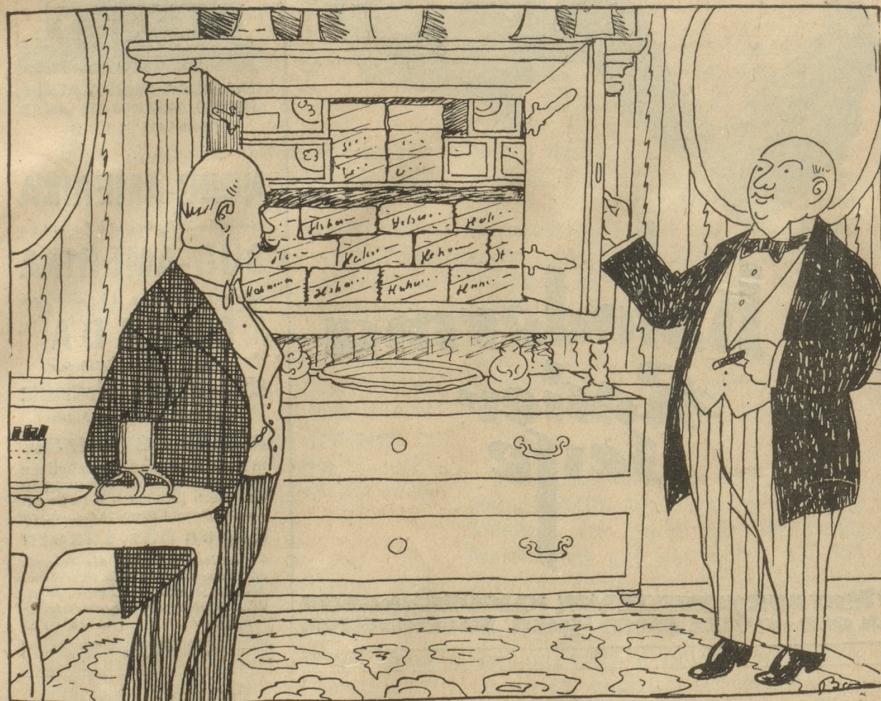
Dies war die merkwürdige Erzählung, welche mir Sir Dominik im Vertrauen gemacht hat. Obwohl dieselbe vielen anderen als ganz unglaublich erschienen wäre, veranlaßte mich die Erfahrung der vergangenen Nacht sowie das, was ich über derartige Erscheinungen von früher her wußte, diese Erzählung für wahrheitsgetreu zu halten. Ich dachte über den Gegenstand reiflich nach und prüfte ihn mit Hilfe alles dessen, was ich auf diesem Gebiete gelesen und selbst praktisch versucht hatte. Nach dem Frühstück überraschte ich meine Gastgeber durch die Mitteilung, daß ich mit dem nächsten Zuge nach London zurückkehren wolle.

„Lieber Herr Doktor,“ rief Sir Dominik niedergeknallt aus, „Sie lassen mich fühlen, daß ich mich Ihnen gegenüber einer argen Verleierung der Gastfreundschaft schuldig gemacht habe, indem ich Sie in diese ungeliebte Geschichte verwickelte. Ich hätte meine Last ganz allein tragen sollen.“

„Ich gehe tatsächlich deshalb nach London zurück,“ antwortete ich, „aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß mir das Erlebnis der jüngsten Nacht im geringsten unangenehm war. Ich möchte Sie im Gegenteil um die Erlaubnis bitten, am Abend wieder hierher zu kommen und noch eine Nacht in Ihrem Laboratorium zuzubringen. Ich bin höchst begierig, diesen nächtlichen Besucher noch einmal zu sehen.“

Mein Onkel hätte für sein Leben gern gewußt, was ich vorhatte; aber ich sagte nichts darüber, weil ich keine trügerischen Hoffnungen in ihm erwarten wollte. Nach Hause zurückgekehrt, überließ ich nach dem Mittagessen eine Stelle in einem jüngst erschienenen Buche über Geheimwissenschaft, welche mein Interesse schon bei der ersten Lektüre gefesselt hatte.

„Bei den Erdgeistern,“ sagte der Verfasser, „genügt eine besonders eindrucksvolle Vorstellung zur Zeit ihres Todes, um sie mit dieser Welt in Verbindung zu erhalten. Sie



Die innere Ausstattung.

„Sie hängt würtli e prächtig Rauchzimmer!“

„So aber ersch die „inner“ usstattig! Nächst einige Chischti, fine Chopfzigarre nüb anders als Ligaz- und Habanero-Stumpfe!“